

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

züge voll von hochdeutsch sprechenden Menschen täglich mehrmals in allen Richtungen unser Land durchfahren (keineswegs etwa nur Reichsdeutsche, sondern in großer Zahl Polen, Russen, Ungarn, Österreicher, Holländer, Skandinavier), daß alle Gasthöfe zu Stadt und zu Land voll waren von solchen Reisenden, alle Läden an den Hauptstraßen Zürichs von derartiger Kundschaft überlaufen waren. Da erlebte es jeder von uns täglich: hochdeutsch sprechen zu können, geschickt und gut, ist eine Notwendigkeit für den Schweizer. Damals hätte man keinem Zürcher weis machen können, daß sich in der Mundart zu üben und weniger hochdeutsch zu sprechen das Gebot der Stunde sei. Damit durfte man erst dem heutigen Geschlecht kommen.

Gewiß, der jetzige heimelige Zustand, wo wir uns unter uns sehen und ungeschert in jedem Konzertsaal und Speisewagen jeden Unbekannten im vertrauten Schweizerdeutsch anreden dürfen, ist gemüthlicher; wir empfanden ihn wie eine Wohltat schon im Anfang, nach dem Kriegsausbruch, trotz den hängen Zeiten. Aber es ist doch keine Frage: gewünscht wird von der Mehrheit und von den maßgebenden Kreisen, daß die Krise aufhöre und unser Land wieder von den Strömungen des Weltverkehrs möglichst bald durchflutet werde. Sobald diese Wünsche in Erfüllung gehen, wird auch wieder jeder Schweizer in den Fall kommen, den Nutzen hochdeutscher Sprachkenntnisse kennen zu lernen. Die zur Zeit unter Führung von Baer und Dieth gepflogenen Bestrebungen haben zur Voraussetzung die Fortdauer der Krise und die endgültige Ausscheidung der Schweiz aus dem Wirtschaftsverkehr der Welt. Geht diese Erwartung nicht in Erfüllung, so werden alsbald nach der Einschaltung des jetzt unterbrochenen Stromes wie ein Spuk die Geister zerfließen und entflattern, die jetzt in Zürichs Zunfthäusern und Sitzungszimmern umgehen. Wie man in unsern „stett und londern“ in fünfzig Jahren sprechen und schreiben werde, diese Frage wird, das können wir gewiß sein, nicht in irgendwelchem Waagstübli entschieden, mögen sich da noch so außerordentliche Professoren um die Frage mühen, ob man „reede“ oder „rede“, „schriebe“ oder „schrybe“ oder „schriibe“ buchstabieren wolle. Die künftigen Sprachverhältnisse der Schweiz werden vom Weltgeschehen in Wirtschaft und Politik Europas bestimmt. Hoffen wir, daß unser vaterländisches Gefühl, unsere sozialen Gedanken und unsere seelischen Bedürfnisse dabei nicht zu kurz kommen, aber geben wir uns nicht mit dem Bau von Lustschlössern ab. Mundartpflege ist gut, aber sie unter Bedrängung oder gar Verdrängung des Hochdeutschen ins Werk zu setzen, ist ein gänzlich rückwärtliches Unternehmen und eine Schädigung unserer Jugend, die es ohnehin schwer genug haben wird, sich zu behaupten.

E d u a r d B l o c h e r .

Bücher Rundschau

Ein Auferweckungsbuch und -Werk.

„Geschichte des religiösen Liberalismus. Entstehung, Blütezeit, Ausklang“. Von **Walter Rigg**. Verlag Max Niehans, Zürich und Leipzig.

Mit brennender Begier haben die, die es voraus zum Teil genossen durch Vorlesung im Kreise Gleichgesinnter, das Buch erwartet. Und als es eben auf Ostern erschien, zu rechter Zeit ein wahrhaftiger Wecker des frommen Freiinns aus dem Winterschlaf, — da haben wirs in e i n e m Zuge durchgelesen, gepackt von der Bedeutung des Inhaltes, nicht für den Geschichtsforscher so sehr als wie dem, der gestalten helfen möchte das geistige Bild seiner eigenen Zeit und einer schöneren helleren Zukunft. Aber auch die Form der Darbietung des Stoffes, den sie durchaus nicht voll aus- und erschöpft, sondern im wesentlichen bloß anbohrt, reizt und reißt den Leser mit innerer Gewalt in den Bann der Sache hinein. Selten wird man einen Historiker finden, der so lebendig den Gedankenfortschritt unserer Abendlandskulturmenscheit, gemeiniglich Christenheit genannt, zu schildern weiß. Sein

Buch ist ein Kunstwerk. Und seine Kunst besteht darin, die Gesinnungsgenossen so zu beschämen durch die Darstellung der Größe ihrer Ideale, daß dieser ihr „alter“, aber fast unbewußt gewordener Besitz sie zwingt, ihn neu sich zu erwerben, und jene hämischen und höhrenden Gegner, die meinten, einen Leichnam hinter sich gelassen zu haben, voller Entsetzen auffahren und gewahren müssen: hier ist Einer auferstanden, den wir verstießen; er wird uns mehr zu schaffen machen in Zukunft, als er uns ärgerte in seiner früheren Inkarnation oder schon tot und begraben erklärten Erscheinung als religiöse Reformbewegung des 19. Jahrhunderts. Denn ein Irrtum, den freilich der vermeintliche „Ausklang“ im Buchtitel zu rechtfertigen scheint, wäre der Glaube, daß es aus sein könne mit dem Reformgeiste des freien Christentums, das vielmehr seine Vollendung noch schuldig ist dem zur Selbstbestimmung in seinen höchsten Angelegenheiten oder meinetwegen „Anliegen“ verpflichteten und hoffentlich heranreifenden Geschlechte des kommenden Zeitalters. Aufgesteckt hat ihm das Ziel ja freilich der ewigjunge Trieb und Sinn für freie Forschung, der in den „Vorläufern“ wie „Begründern“ des religiösen Freisinn mächtig war vor und im Christentum, mehr trotz als dank den „Hütern“ und Organen dieser in der Kirche verkalkten und eingekerkerten Frohbotschaft. Allein es ist noch lange nicht erreicht und Ruhe gibt er deshalb solange nicht, der da „wehet wo er will“, bis er aus dem Gipsverbande gelöst ist und seine Bewegungsfreiheit gewann wider allen Bekenntniszwang. Der uralte „Rezer“: freier (nicht: Frei-)Geist wird und will Auferstehung feiern. Das ist der Schluß, den ziehen muß ein jeder von dieser „Geschichte des religiösen Liberalismus“ der Vergangenheit ergriffene und sie begreifende Leser. Wir hätten ihr einen andern, richtigeren und zeitgemäßerer Namen gegönnt. Mag im Verlauf ihrer Schilderung des Werdeganges aller — nein! nur der meisten — Reformbewegungen auf religiösem Gebiete, wie sie für uns Protestanten deutscher Zunge wichtig und wirksam wurden, auch ohnedies das Unrecht erkennbar werden, das durch Vermengung und Verwechslung mit dem politischen und wirtschaftlichen Partei- und Manchesterliberalismus dem religiösen Freisinn und Wahrheit suchen geschah und geschieht, — es wäre doch besser gewesen, diesem edelsten und adeligen Bedürfnisse des Menengeistes nach ungehemmtem Zugange zu seiner Quelle Gott einen andern als diesen unklaren und zu Täuschungen führenden Namen zu geben. Deutsch wenn möglich sollten wir sagen, was wir meinen. Also etwa: freie Frömmigkeit. — Schon die Ahnenreihe ist viel reicher, als sie hier aufgeführt wird. Sozusagen alle Rezer gehören ihr an. Und alle großen Dichter und Denker in Wort und Bild und Tönen. Aber unter den Reformatoren nur der junge Luther und Zwingli, ganz gewiß nicht Calvin, der in der Modetheologie von „heute“ (?) wieder auf den Thron erhoben werden möchte. Darum sagt Rigg sehr mit Recht: „Zwar war das liberale Element in Zwinglis Reformation durch den sich nach seinem Tode ausbreitenden Calvinismus vernichtet worden.“ Und jener Rückwärtjerei der sogenannten dialektischen, besser Krisentheologie genannten Richtung Barth-Brunner und Genossen widmet er den träfen Spruch: „Der überspannte Kirchenbegriff der heutigen Neuorthodoxie, die mit ihren geistlichen Schildbürgerereien nur einem Wilhelm Busch neues Material zu Illustrationen liefert, kann theologisch nur durch den Rothe'schen Nachweis überwunden werden, daß es irrig ist, die Kirche als den allein adäquaten Ausdruck des Evangeliums zu betrachten, die vielmehr nur die Knechtsgestalt des Christentums darstellt. Ein Protestantismus, der sich nicht zu dieser Einsicht bekennt, steckt noch in seinen Kinderchuhen; er will mit der katholischen Kirche auf gleichem Boden rivalisieren, anstatt nach dem Mute zu streben, sich selbst als Häresie (Rezerei) zu bejahen.“ Dem tapfern Urteile des Geschichtsschreibers und Kampfrichters untersteht selbstverständlich in erster Linie das Tun und Lassen der eigenen Kirche und Konfession, obzwar er sich nicht auf sie beschränkt. Er läßt endlich Gerechtigkeit widerfahren der sogenannten freireligiösen Reformbewegung Deutschlands in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, die sich genötigt sah zur Bildung freier Gemeinden aus beiden Konfessionen und im Namen „deutschkatholisch“ oder „evangelisch-katholisch“ (Königsberg) oder „freichristlich“ oder einfach „christlich“ den alten Sehnsuchtstraum von der „Union“ auf nationalem und religiösem Boden schon lange vor den „Deutschgläubigen“ und „deutschen Christen“ andeutend verwirklichen wollte. Aber den Eifer um Gott mit Unverstand, aus dem die vielen „Fälle“, die zur Absetzung freigesinnter Pfarrer

führten, rechnet er nicht den Lutherliebhabern zur Ehre an: „Eine Kirche, die Luther, der die Gesetzbücher der katholischen Kirche vor den Toren Wittenbergs ins Feuer geworfen hat, als ihren Reformator verehrt, schlägt sich selbst ins Gesicht, wenn sie gegen einen in einzelnen Fragen von den symbolischen Büchern (Bekennnisschriften) abweichenden Diener am Wort mit einem Lehrgeßel vorgeht. Und eine protestantische Kirche spricht sich selber das Todesurteil mit dem Sage: Wer sein Gewissen höher stellt als die Kirchenordnung, muß aus der Kirche entfernt werden. Denn wenn Luther in Worms dieser Verpflichtung nachgekommen wäre, hätte es nie eine Reformation gegeben.“ — Für die Erscheinungen der Gegenwart, wie die aus dem sogenannten religiösen Sozialismus — aber durchaus nicht dem religiösen Liberalismus oder Reformertum echten Ursprunges entspringende und entsprechende, vielmehr ihm geradezu feindliche — Neuorthodoxie hat natürlich Riggs keine Zuneigung. Es ist uns darum unverstänglich, daß er diesen *Widerrpart* gewissermaßen einbezieht in das Schuldbuch der Reform und ihn ihr an die Rockschöße hängt. Wahr ist: sie blieb nicht ihrer Pflicht getreu, zu *wachen*, daß nicht der altböse Feind Pfaffengeist sich wieder einniste unterm Kirchendach. Sogar dem der bekennnissfrei gewordenen Schweizer reformierten Landeskirchen! Doch von diesem Fehler schweigt just seine Höflichkeit. Wir könnten mehr davon erzählen aus Erfahrungen am eigenen Leibe, wollen es aber lieber unterlassen aus Freude daran, daß im jungen Privatdozenten für neuere Kirchengeschichte an der Universität Zürich, zugleich freimütigen und wahrhaftigen Verkündiger des Wortes von der Freiheit jedes Christenmenschen unterm altgefreiten Völklein der Appenzeller, uns ein „Rächer“ erstanden ist des radikal aufs Ganze gehenden freien Christentums nach dem Bilde der wahrhaftigen Vorkämpfer und Lehrer Albert Bisius, Zwingli Wirth und Luzi Michel. Mit ihm und seinesgleichen unter den jungen und neuen Freunden der Wahrhaftigkeit ohne Binden und Bandagen hat schon der Wiederan- und Aufstiege begonnen, besonders in den Arbeitsgemeinschaften zu St. Gallen und Bern und auf Vorposten selbst im Süden wie auch im Nordwesten des Schweizerlandes, der uns alten Kämpfern das Herz wieder lachen läßt vor Zuversicht und Hoffnung auf *unsere* Ostern. Wir wünschen nichts sehnlicher, als daß durch Riggs Buch von dem frohen Glauben an die Wahrheit, die uns frei, und an die Freiheit, die unsere Freude vollkommen macht in der einzigen Bindung durch die Liebe zu Gott und Volk und allen, die guten Willens zur Gerechtigkeit *sind* für alle sind, — recht vielen Lesern auch *ihre* Herz aufgehe in der Begeisterung, die es uns aufs neue erweckte, und sie werbe als liebe treue Kameraden im Kampf um unsere höchsten gemeinsamen Ideale.

Arnold Rneilwolf.

Elfäßische Bewahrung.

Wer je einige Stunden in Straßburg, dem kulturellen Mittelpunkt des Elßasses, verbracht hat, dem wird das wuchshafte, offenbare Deutschtum eindrücklich geblieben sein. Dieses Deutschtum ist das ureigenste Gut der Elßässer und Deutsch-Lothringer, der Wurzelgrund, aus dem sie die ihnen gemäßen Lebenskräfte ziehen, in dem allein sie dem andersartigen Staate, der sie umfaßt, tüchtig und wertvoll sein können. Eine große Nation wie Frankreich jedoch, seit Jahrhunderten bedingungslose Einheitlichkeit ihrer Glieder zu fordern gewöhnt, leiht dem Sonderbedürfen einer Minderheit umso weniger williges Ohr, wo dieses mit der Stimme eines alten Gegners sich vorträgt. Das *malaise alsacien* aber, Ausdruck des Zwiespaltes zwischen Staat und Volkstum, wird, bald verhüllt, bald offenkundig, stets da emporlodern, wo man an das deutsche Herz Elßas-Lothringens Hand anlegen will.

Im warmen Drang das Allemannisch-Heimatliche zu wahren, hüten, fördern, hat sich ein Kreis elßäßischer Geistesarbeiter unter der Leitung Dr. Friß Spieglers seit diesem Jahr an die Herausgabe der **Straßburger Monatshefte** gewagt. Neben dem in Paris lebenden Maler und Schriftsteller Lucien Binaepfel, der den literarisch-künstlerischen Teil der Zeitschrift betreut, nennt das erste Heft eine lange Reihe von Mitarbeitern. Die Beiträge literarischer und kunstkritischer Art bilden den Kern, um den sich wesentliche politische Aufsätze legen, weit ausholend und doch ans Eigene geknüpft wie Dr. E. Baumanns „Die russische Gefahr“ und die „Aber-sicht“ über die politischen Verhältnisse des Elßasses und endlich schließt das in

Papierwahl, Druck und Bildbeilagen höchst gediegene Heft mit Besprechungen von Büchern, Kunstausstellungen, Konzertkritiken, völkischen Veranstaltungen.

Wenden wir uns kurz dem Einzelnen zu. L. Binaepfel spricht sich in einführendem Wort über die Ziele der Monatshefte aus, nämlich die geistig Arbeitenden in dichter Schar zu sammeln und sie in belebendem Rund über die beklemmende Atmosphäre des „malaise“ hinauszuhoben. Das Elsaß, kulturell im Kleinen ein Spiegelbild der Schweiz, ist ebenso wie wir angehalten, sich jenseits seiner Grenzen — ohne alle politische Beiströmung — Blick und Sinn zu weiten. Durch Binaepfels „Aufbruch“ sowohl als durch F. Spiesers „Brief an einen elsässischen Dichter“ geht die verhaltene Klage um das versickernde elsässische Geisttum, ja, um dessen Verrat um der Silberlinge willen. Da wird gewarnt vor leerem Bedauern und aufgerufen, in die Schranken zu treten und mit dem eigenen Pfund das Geistesleben der Heimat hochzuhalten. Dafür setzt sich auch die „Ansprache“ A. Hucks ein. Die Beiträge aus dem Reiche der Dichtung bringen Proben neuer Lyrik Georg Schaffners. Das subjektive Erleben strahlt jubelnd, kosend, verehrend und wieder in schlicht-warmer Bildgestaltung in den Liebesliedern, während in den Gedichten der Lebensweiche die ungestüme Stoßkraft des Wortes die Ruhe innerster Erfülltheit vermissen läßt. Der Lyrik reihen sich zwei kurze Prosastücke an: Paul Bertoloths Erzählung „Heimkehr“, ein in Sprache hinrauschender Hochgesang auf einen Blütentag von Jugend, Glück und Heimat. Die „Geschichte eines Blumenstraußes“ von Morand Gladen dann lieft sich frisch und besinnlich zugleich im anmutigen Umschwung von Leichtfüßigkeit zu Ernst. Der literarische Teil der Monatshefte wird und darf zuweilen mit Gewichtigerem aufwarten. Eine stark das Heimatliche betonende Arbeit Fr. Deckers über den elsässischen Dichter Friedrich Lienhart und Pierre Bergers interessanter Artikel über die elsässische Malerei bilden die kunstbetrachtende Einlage. Der Verfasser beschränkt sich vorerst auf eine kritische Übersicht über die Lage der heutigen elsässischen Malerei. Auch ihm geht Bitteres über die Lippen im Gedenken der Zurücksetzung elsässischer Künstler etwa bei Denkmalaufträgen, wie anderseits über den provinzielerischen Kleingeist, das verstaubte Repräsentationsgenügen der sog. Maigruppe und der mühseligen Durchschlagskraft guter Malerei, denn die „wahre elsässische Kunst wird erst dadurch, daß sie mit überelsässischer Gestaltungskraft das Schöpferische der elsässischen Seele widerspiegelt“. Auf Wesen und Wert der einzelnen Künstler einzugehen, hat Pierre Berger für die Folge der Zeitschrift vorgesehen. Die bereits erwähnten trefflichen Bildbeilagen lassen erkennen, wie nahe diese Künstler Delacroix, Manet, Cézanne, den Impressionisten verpflichtet sind.

Der Einfaß der Straßburger Monatshefte für die gefährdete Kultur des engst vaterländischen Bezirkes geschieht bei kluger Vermeidung nutzloser politischer Reizungen nicht ohne die unerschrockene Offenheit, die nottut, und findet hoffentlich bei der schönen Vielfältigkeit ihrer Inhalte im eigenen und weiteren Kreise deutscher Kultur die gebührende freudige Anerkennung.

H e d w i g S c h o c h.

Mundartpflege.

Rudolf v. Tavel: Der Donnerweg. E Liebesgeschichte us stille Zyte. Berndeutsche Erzählung. 214 Seiten. 6. Auflage. Bern 1937, Verlag A. Franke A.-G. Fr. 4.80.

Berndeutsche Menschen, berndeutsche Verhältnisse und Traditionen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in der berndeutschen Sprache Tavels genießen, ist ein halbes Erlebnis für den, der sich die Muße nimmt, berndeutsch zu lesen und zu verstehen. Daß es noch viele solcher gibt, beweist die 6. Auflage vom Donnerweg.

Nach Hugo Marti in „Rudolf v. Tavel, Leben und Werk“ ist der Roman 1915 abseits von den Wogen des Weltkrieges im stillen Schloß Wildenstein vollendet worden.

Annemarie Sunnefroh steht im Mittelpunkt. Sie erlebt, wie so viele Frauen, die Schwere der Entscheidung zwischen zwei Männern. Der eine, der Peter Harzchopf, studiosus theologiae, lenkt mit seinem ungestümen Temperament vorerst die Aufmerksamkeit Annemaries auf sich. Es spürt, daß Peter Harzchopf einen leitenden Geist nötig hat. Im eintönigen Familienleben vermißt es die ablenkende Lebensaufgabe und so zeichnet Tavel die lebenswahre Entwicklung, wie anfängliches bloßes Interesse über teilnehmende Fürsorge zu sorgenvoller Liebe auswächst.

Harzchopfs Gegenspieler, „Herr Hauptme Chilchbärger“, ein Offizier und Patrizier vom Scheitel bis zur Sohle, Herr zu Gerzensee, aus napolitanischen Diensten zurück, bringt Annemaries Denken und Fühlen in Konflikt. Liebevoller Sorge und hochachtungsvolle Liebe ringen miteinander, bis Peter Harzchopfs Aufenthalt in Bern unmöglich wird. Unter den revolutionierenden Soldnern in Neapel taucht er wieder auf und die Tragik will es, daß er unerkannt durch die Hand des Hauptmann Kilchberger sein Leben verliert.

Tragisch ist es ebenfalls, daß Hauptmann Kilchberger, in die Heimat zurückgekehrt, ahnungslos den Hergang von Harzchopfs Tod erzählt. War die Neigung Annemaries infolge Harzchopfs Verhalten bereits zu Gunsten Kilchbergers entschieden, so konnte sie unmöglich an der Seite eines Mannes leben, der das Leben ihres umsorgten Freundes, wenn auch unschuldig, doch beendet hatte.

Nachdem Kilchberger Annemarie als Erbin eingesetzt hat, sucht er wieder napolitanische Dienste und verliert dort im Heldenkampf sein Leben.

Annemarie aber weiht ihr Leben der Milde und Verschönerung der Lebensverhältnisse Anderer; als Volksfreundin stirbt sie und die Grabinschrift zeichnet ihr inneres Wesen: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erbreich besitzen.

F r. E d. L e e m a n n.

Caroffas neues Werk.

Hans Caroffa, Geheimnisse des reifen Lebens. Insel-Verlag, Leipzig.

Caroffas Bücher haben (was sich nicht eben von vielen literarischen Erzeugnissen unserer Zeit sagen läßt) neben allen formalen und gedanklichen Schönheiten die verpflichtende und anspruchsvolle Eigenart, daß sie uns immer wieder auf kaum vernehmliche Schwingungen und Obertöne des menschlichen Geistes hinweisen. Sein Werk wird wohl gerade dadurch der großen Menge nicht zugänglich, da es auch die subtilsten Gedankengänge in ihrer ganzen Problematik meist ohne Lösung läßt und uns nur auf unsere eigenen seelischen Möglichkeiten zurückführt.

Die Handlung an sich spielt in keinem Werk dieses Dichters die entscheidende Rolle, (und ein Dichter ist Caroffa in jedem Wort, wenn er auch sehr selten zum Vers greift — seine Prosa ist ja auch ohnehin von einer lezten, schwebenden Schönheit, die oft ans Rhythymische grenzt). Nicht was geschieht, sondern wie es geschieht, aus welchen Untergründen eine Geste, eine Tat aufsteigt, ist wichtig. Aber gerade dadurch erhält auch jede Handlung ein entscheidendes Gewicht. Man hat das Gefühl, als fallen auch die unscheinbarsten Regungen und Äußerungen des menschlichen Herzens in eine tiefe Stille, in der die Tragweite des Geschehens gebucht wird. Nichts ist bedeutungslos; alles ist Symbol, Bild einer lezten Einheit, der Caroffa unermüdlich, geduldig nachgeht.

Für keines seiner Bücher gilt das eben Gesagte in dem Maße wie für sein neuestes Werk „Geheimnisse des reifen Lebens“ (erschieden im Inselverlag Leipzig in derselben schlicht-schönen Ausstattung, die so gut zu Caroffa paßt). Auch für dieses Buch wählt Caroffa die ihm kongruenteste Form der literarischen Gattung: die Aufzeichnung. Aufzeichnungen erheben nicht den Anspruch einer äußerlich geschlossenen Linie. Sie zeigen einen Menschen in immer neuen Lichtbrechungen und geben zugleich das Bild, das er von der Welt erhält. Ideen des Augenblickes, Beobachtungen an Pflanze und Tier, alles kann hineinverflochten werden, ohne den Gang der Handlung und der inneren Entwicklung aufzuhalten oder gar zu stören. Dabei ist es bei einem Dichter wie Caroffa selbstverständlich, daß nur Wesentliches aufgezeichnet wird. Es ergibt sich daraus ein seltsam verdichteter Kern — man möchte fast sagen von Kraftstoffen des Lebens: der Weisheitsertrag eines langen Daseins geerntet und zusammengedrückt zu einem Werk, das an den Leser die größten Ansprüche stellt.

Kein Buch könnte seinen Titel mehr zu Recht tragen als dieses. Es sind Geheimnisse eines gelassen gereiften Lebens, Geheimnisse, denen nicht immer die Lösung beigegeben wird. Ja, was uns selbst das Hauptproblem scheinen möchte, die Beziehung des reifen Mannes Angermann zu drei Frauen, von denen jede in einer andern Sphäre atmet: sogar dieses Problem erhält keine formulierte Antwort. Oder wäre das Kind die Lösung, das aus der Verbindung Angermanns und Barbaras entsteht? Mit ihm klingt das Buch aus:

O ungeborenes Liebes, weltlos ruhend!
 Nun sollst auch Du den irdischen Strahl durchheilen.
 Einsamer Mann, einsames Weib, wer lenkte sie
 Zusammen? Du. —

Carossa spricht es nicht aus, aber wir ahnen es: das Kind ist die neue Dimension, ist eine aus der Unsicherheit der „Zwielichtwelt“ neu erschaffene, reale Form. Die Verbindung zweier Menschen erfährt erst in ihm ihre Stillung.

Wie auch im Arzt Gion fällt sofort auf, daß die Umrisse der Figuren wie auf altitalienischen Fresken nirgends scharf abgegrenzt sind. Da das Buch in keiner Weise den Anspruch erhebt, ein Roman zu sein, wirken diese fließenden Konturen nicht störend. Man könnte sich nur fragen, warum Angermann zwischen drei Frauen gestellt wird: Cordula, diese seltsame schattenhafte Gestalt aus einem Zwischenreich; Barbara, die tätige, mütterliche, chthonische Frau, „an der wir das zwielichtlos Klare verehren, vereint mit Hausbrotwärme, die hohe Begabung für Freundschaft“ und Sibylle, die sich aus innerster Not ein Reich stiller Hingabe schuf: die leise, wortlose Sorge um franke und verlassene Tiere. Sibylle und Cordula können beinahe als Spaltung eines Wesens gelten: Beide gefährdet im innersten Kern, mit fast übersinnlich zarten Beziehungen zu Angermann. Dadurch aber, daß auch im Alltäglichen die Obertöne nie überhört werden, erhält das Ganze etwas unwirklich Schwebendes, das oft noch verstärkt wird durch die visionenhaft packenden Bilder, die sehr bald als Gleichnisse empfunden werden. Welche Leuchtkraft aber, welche Magie wohnt in diesen Bildern! Wie könnte man die Beschreibung der Orchideenpflanze je vergessen! „Die Zwiebel gleicht einem Händchen, einem leicht geschwollenen, bleichen Händchen mit gespreizten, spitzen Fingern . . . an den glatten starken Blättern fallen braune Tupfen auf, die Sommersprossen gleichen; zugleich bemerkt man, daß durch dieses Braun bereits etwas von der herrlichen Farbe durchschlägt, die eigentlich nur der Blütenkrone zukommt. Von Anfang an war also jenes unscheinbare bleiche Wichtelhändchen mit lauter purpurnen Gedanken erfüllt.“ Wenn Carossa versucht, „der zarten Kreatur in ihrer Ganzheit nahe zu kommen“, so ist dieser Versuch nicht auf die Pflanzen allein beschränkt, obwohl er sich ihnen besonders zuwendet, als könnten gerade sie ihm den Weg zeigen zu jenem Reich der hellen Urbilder aller Wesen. Nein, es sind auch die Dinge in ihrer linienreichen Geschlossenheit, die ihn als Symbole angehen. Mit welcher Sorgfalt wird die Porzellanfabrik beschrieben, all jene zerbrechlichen Gegenstände und der geduldige Prozeß ihres Entstehens! Mehr als einmal spannen sich beim Lesen Vergleiche zu Wilhelm Meisters Wanderjahren, wo mit derselben Sorgfalt und Hingabe die Leinwandfabrikation beschrieben wird. Es ist wohl erst dem Alter eigen, ein tieferes Verständnis zu finden für die Dinge, gerade weil sie nicht mehr Selbstzweck sind, sondern zu Sinnbildern einer anderen Welt werden. Und doch bleibt alles Mystische von Carossa entfernt, seine Bilder ruhen immer in der klaren, weitichtigen Luft des Geistes. Wenn er die geheimen Quellen der Erde erforscht mit einer Haselrute, so ist auch dies wie ein Gleichnis für die besonders begabte Kraft seines Herzens, die wohl immer aufzeigend ausschlägt, wo er sich verborgenen Reichtümern des menschlichen Seelenfeldes nähert.

Carossa ist in seiner unendlich feinverästelten Wesenheit wohl deshalb nie wahrhaft gefährdet, weil er in zwei Reichen beheimatet ist: das Vermögen, in die letzten Gründe herunterzusteigen, gab seinem ärztlichen Beruf erst seinen vollen Gehalt. Mitten durch das schimmernde Gewebe von Bildern und Gleichnissen ziehen sich die starken Fäden eines wissenschaftlichen Geistes, der an keiner Neuerung seiner Zeit mit geschlossenen Augen vorbeigeht. Allem gerecht werden, alle Dinge prüfen in ihrer Tragweite und sie anerkennen, selbst wenn sie in unseren Bezirk verwandelnd und zerstörend eingreifen: das ist für Carossa oberste Forderung. Sich einfügen in den großen, gesetzmäßigen Rhythmus des Weltgeschehens, „wohlfeile Genüsse verachten, auf gefährlichstem Weg über Gipfel und Schluchten dem Unendlichen zueilen“. Wer aber gleich Carossa die Gabe hat, jedes Geschehen in Wachstum umzumandeln, der wird nie in seinem Kern bedroht sein, auch wenn er mehr als andere um das dunkle Seelenfeld weiß und die Flüsterstimmen der Dämonen vernimmt. „Es kommt für jeden eine Stunde, da möchte er nur noch unmittelbar dem Göttlichen oder dem Elementarischen dienen. Ist keines von beiden zugänglich, so bleibt nur eins: wachen und schauen.“

Das Buch ist gleichsam ohne Anfang und ohne Ende, geschrieben aus dem nie sich erschöpfenden Reichtum eines jeherschen Dichters, der einsam über unserer Zeit steht und ihren Sinn schlichtend zu erkennen vermag. „Der Mann, zu dem schon das Alter herüberhaucht, denkt eher an Einigungen als an Scheidungen. Wieviel er seinen Dämonen schuldet, erkennt er an und verbannt sie nicht von seinem Tische; doch über ihren Machtbereich will er hinausgelangen ins göttlich Freie. Er weiß, daß hinter uns große Mächte stehen; er weiß auch, daß verschiedene Seelen zu einem Sternbild zusammentreten können, wenn es gelingt, eine Mitte zu finden, die sie im Einklang hält. Indem er seine Person vom Glücke loslöst, kann er auf eine selige Stufe gelangen, wo es unendliche Lösungen gibt.“

Wir danken Hans Carossa mit diesem Buche eines der tiefgreifendsten, schönsten Werke neuer deutscher Literatur.

J ne z R. M a g g i.

Aus der deutschen Geistesgeschichte.

Thomas Hobbes, Leviathan. Deutsch nach einer älteren Vorlage. Herausgegeben von J. P. Mayer, Rascher-Verlag, Zürich.

Die theoretische Philosophie des großen Denkers, welcher die Diktatur Cromwells weltanschaulich zu untermauern unternahm, ist so platt, wie englischer Empirismus, Sensualismus und Materialismus nur sein kann, wenn er sich ganz naiv und ungemischt darlegt. Sobald Hobbes aber nach flüchtiger Grundlegung in Erkenntnislehre und Ethik auf den Staat zu sprechen kommt, so gewinnt alles eine Blut, leidenschaftliche Beflisfenheit, Gesammeltheit, daß auch die brutalsten und nahe bis zum Unsinn gehenden Vereinfachungen einen großen, machtvollen Zug an den Tag legen, weil nun eine gewaltige und zu weltweiter Wirksamkeit bestimmte Grundidee alles überschattet. Die gesamte Lehre von Thomas Hobbes ist aus der Situation des Bürgerkrieges heraus zu begreifen, welcher sich damals in England nach Erschöpfung aller Parolen für eine Weile satt geraft hatte. Es hatte auf Hobbes einen ungeheuren Eindruck gemacht, wie, wenn die Dinge einmal so weit gediehen sind, die größten, wesentlichsten und edelsten Geistespositionen schließlich nur noch zur Anarchie führen, zum sinnlosen Wüten aller gegen alle, zur zerstörerischen Absurdität, sodaß am Ende die Parteien sich kaum noch ideell unterscheiden und fast nur noch Machtwille gegen Machtwille, Diktatur gegen Diktatur kämpft. Wir heutigen erleben ja solche Entwicklungen schauernd immer wieder. In solchen Tagen scheint der freie Geist keinen Sinn mehr zu haben und alles nur in Trümmer zu legen. Während aber ein Montaigne aus fast gleichen Voraussetzungen heraus zum skeptischen Rückzug auf sich selbst gelangt war, sucht Hobbes die Lösung vorwärts, in der Gemeinschaft selbst. Er sieht nur ein Ziel vor sich: Ruhe, Frieden, Ordnung, Sicherheit. Nur darauf kann alles Lebenswerte erblühen. Und zu diesem Ziel weiß er ein einziges, aber unfehlbares Mittel: nämlich den eigentlichen Unruhestifter, den Geist, einzufangen, ihn fest und unwiederbringlich unter die Verfügung des Staates zu stellen. Da aber den Menschen erfahrungsgemäß eingesehene Zweckmäßigkeit einer Überzeugung nicht genügt, um diese Überzeugung nun tatsächlich zu hegen, so bemüht sich Hobbes aufs eifrigste, jenes Verhältnis von Staat und Geist als wesentlich sachgemäß und rechtmäßig zu erweisen. Die Menschen haben, um der Anarchie des Naturzustandes zu entgehen, die Herrschaft vertraglich auf Einen oder Einige übertragen, und nichts liegt Hobbes mehr am Herzen, als zweifelsfrei festzustellen, daß diese Übertragung, selbst wenn sie die Menschen wieder reut, nicht zurückzunehmen und nicht einzuschränken ist. Denn alsbald, kaum ist die Macht unter noch so scheinbarem Vorwand geteilt, so ist Streit und Bürgerkrieg wieder da. Die Souveränität ist ihrem Wesen, Begriff und Zwecke nach unteilbar. Sie soll Festigkeit und Einheitlichkeit gewährleisten, was selbst durch Unbilligkeiten gegen einzelne oder viele nicht aufgehoben wird. Der Souverän muß über alles entscheiden. Es gibt unmittelbar weder Gut noch Böse, weder Wahr noch Falsch, sondern nur das positive Gebot und Verbot des Souveräns, die positiven Wertungen, die der Staat aufstellt, auferlegt und den Bürgern mit psychologischen und äußeren Machtmitteln einpflanzt. Wenn es dem Staat schädlich wäre, daß die Winkelsumme des Dreiecks

zwei Rechte beträgt, so hätte er diesen Lehrsatz längst für falsch erklärt und verboten (was dasselbe ist). Die Folgerichtigkeit, mit der diese Lehre, vor keiner geistigen Gewalttat zurückschreckend, ganze Arbeit machen will, ist unfraglich ein-drucksvoll. Man begreift hier, daß die bedenkenlose innere Ganzheit, die dahinter steckt, seither Weltgeschichte gemacht hat, wenn auch im dämonischen Sinne. Es braucht nicht näher darauf hingewiesen zu werden, wie brennend aktuell dies Buch „Leviathan“ heute ist. Ein schlimmes Attentat auf Hobbes wäre es, wenn der zweite Band nicht erscheinen könnte, was der Herausgeber für den Fall mangelhaften Interesses beim Publikum androht. Die Übersetzung lieft sich gut.

Bodo Sartorius Freiherr von Waltershausen, Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte. Verlag von Felix Meiner, Leipzig.

Es gibt ein Bildnis des Paracelsus von Rubens, das sich in zwei Wiederholungen in Brüssel und Wien befindet. Rubens stellt den großen Arzt vor eine bedeutende weite Landschaft, die seinen kraft- und saftvollen Kopf kosmisch umwittert. Seine derben Züge sind gemischt aus Tiefsinn, Feuer und barockem polemischen Selbstgefühl, und das alles ist in großartige expansive Lebensmächtigkeit gehüllt. Wir wissen nicht, ob dieses Bildnis auf das authentische Konterfei zurückgeht, das wir von der Hand Augustin Hirschvogels besitzen. Aber jedenfalls hat Rubens das Wesen des schwäbisch-schweizerischen Denkers und Stürmers aus weitgehender Verwandtschaft richtig gedeutet. Paracelsus war kein Philosoph, kein einsam bohrender Grübler, sondern sein Feld war die Welt, die Wirklichkeit, Erfahrung, Leben, Ganzheitschau; er suchte die Philosophie, die „mächtig in den Ohren tönte wie der Rheinfall von Schaffhausen“. Es ist klar, daß die Lehre eines solchen Mannes, die sich so gar nicht im Systematischen wirklich wieder spiegelt, sehr schwer darzustellen ist. Waltershausen hat sein Bestes getan, um die Gefahr, Paracelsus zum Systematiker umzufälschen, zu vermeiden, dennoch aber alle einzelnen Lehrpositionen ausführlich gegeben und sorgfältig belegt. Vielleicht wäre es aber gut gewesen, noch jenseits der einzelnen Lehren den Typus als Ganzes zu umreißen. Denn Paracelsus richtet sich als ganzer Mensch auf den ganzen Menschen. Auch wo dieser der Natur und Gott untergeordnet wird, bleibt er doch insgeheim der Mittelpunkt, weil sich beide in ihm berühren. Darin ist Paracelsus ganz ein Kind der Neuzeit. Und auch darin ist er es, daß (was sich aus jener Gleichordnung von Gott und Natur von selbst ergibt) die Natur wiederum dem geistig-göttlichen Prinzip immer als etwas Wesentliches und wesenhaft Bleibendes zur Seite steht. Die Harmonie von Natur und Geist wird gesucht, aber nicht auf Kosten der Natur. Dieselbe Ordnung wird in die Dreieinigkeit hineingeedeutet: Gottvater ist der Schöpfer der Natur, er erschafft den Menschen von unten her, Gottsohn erschafft ihn dagegen als Geist von oben her, und der Heilige Geist ist die Einheit beider. Aber sobald der Geist derart nicht mehr souverän ist, ist er schon selbst zum Leben geworden. Von den drei Prinzipien des Menschen und der Welt wird auch das eigentlich Geistige als **L e b e n** angeschaut; so wird am Menschen der elementarische, siderische und ewige Leib unterschieden, als Funktion des Begehrens, Erkennens und der Religion. Und die Welt wird in fast biologischer Betrachtungsweise um diese drei Körper angeordnet als drei Ebenen und Umkreise zugehöriger Triebbefriedigung, oder wie Paracelsus in seiner immer bildhaften Sprache es ausdrückt, Brunnen, in denen der Durst des betreffenden Leibes gestillt wird. So wird der Makrokosmos vom Mikrokosmos her gedeutet. Jedoch wird dieses Grundmotiv deutschen Denkens nicht bis zum Äußersten getrieben: der Gedanke der Autonomie des Menschengeistes bleibt Paracelsus unzugänglich; der Mensch ist für ihn wiederum aus Natur und Gott zu begreifen und ihnen gehörig. Denn wie der Geist der Natur, so ist auch die Natur dem Geiste nicht fremd: „Wo Herz ist, ist Mund, Stimme, Erforschung des Herzens“ — oder wie man es mit Anklang an Hegel auch ausdrücken könnte, was Wesen hat, wird auch Erkenntnis. Und ein letzter Gegensatz des natürlichen und des ewigen Erkenntnis-Lichtes besteht nicht. Die Einheit beider liegt echt deutsch in einer organischen und dynamischen Grundanschauung. Paracelsus' Denken ist auf Wirkungen und Kräfte gerichtet, nicht auf ein ruhendes Sein. Der Begriffsapparat, den er hierfür entwickelt, geht dann in die Naturmystik Jakob Böhmes über. Von beiden Denkern her gewinnen diese Denkformen damit eine in sektiererischen und natur-ärztlichen Kreisen bis heute fortwirkende Macht. Obschon Paracelsus durchaus kein

Mystiker war, so blieb immer die Beziehung auf Gott für ihn das Wesentliche. Gott wirkt alles in allem; sein Schöpfertum ist Künstlertum, und er „freut sich, daß sein Wort materialisch geworden ist“. — Dem entspricht Freude, Verwunderung und Spiel des Menschen im Licht der Natur. In Gott ist alles ganz und unzerstückelt; er ist der Spiegel, in dem wir die Dinge ganz sehen. Damit ist dann besonders auch die Methode des Arztes für Paracelsus gegeben; derselbe soll zusammenschauen, soll nicht vereinzeln und in Bruchstücken sehen. Diese Ganzheitsintuition des Paracelsus gewinnt ja heute (unter ausdrücklicher Anknüpfung an ihn) nach langen atomistischen Irrwegen wieder in der akademischen Heilkunde eine fruchtbare Bedeutung. — Waltershausens Buch dürfte für die Darstellung der Ideenwelt des Paracelsus auf lange hinaus grundlegend bleiben.

E r i c h B r o c k.

Besprochene Bücher.

- Rigg, Walter:** Geschichte des religiösen Liberalismus. Entstehung — Blütezeit — Ausklang. Zürich, Verlag Max Niehans.
- von Lavel, Rudolf:** Der Donnerweg. & Liebesgeschichte us stille Zyte. Berndeutsche Erzählung, 6. Auflage. Bern, Verlag A. Francke A.G., 1937. 214 Seiten; Preis Fr. 4.80.
- Caroffa, Hans:** Geheimnisse des reifen Lebens. Leipzig, Insel-Verlag.
- Hobbes, Thomas:** Leviathan; Deutsch nach einer älteren Vorlage; herausgegeben von P. Mayer. Zürich, Rascher-Verlag.
- von Waltershausen, Bodo Sartorius Freiherr:** Paracelsus am Eingang der deutschen Bildungsgeschichte. Leipzig, Felix Meiner.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stöckerstr. 64. Durch: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stöckerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Original-Einbanddecken

zu den Schweizerischen Monatsheften

für den abgeschlossenen und für die früher erschienenen Jahrgänge liefert zu Fr. 1.50 die Buchbinderei

H. R. Sauerländer & Co., Aarau

Auf Wunsch besorgen wir auch das Einbinden